

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 173.

Posen, den 31. Juli 1928.

2. Jahrg.

Copyright Carl Duncker Verlag, Berlin 1927.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philippys.

26. Fortsetzung.

(Nachdruck unterläßt.)

„Nun, erstens bin ich nicht überzeugt, daß unser gegenseitiger Vertrag vollkommen korrekt war. Er hat eine Tochter — ich erzählte Ihnen wohl davon — und ich möchte mich so gern persönlich mit ihr in Verbindung setzen. Meiner Ansicht nach hat sie gewisse Ansprüche. Ich wünschte, sie machte dieselben geltend.“

„Haben Sie versucht, sie zu finden?“

Er sah sie einen Augenblick fest an, aber sie hielt den Schirm gesenkt, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte.

„Ja, das habe ich,“ sagte er langsam, „und mir widerfuhr eine große Enttäuschung. Sie weiß sehr gut, daß ich sie suche und will nicht entdeckt werden.“

„Das ist ja sonderbar.“ Trene's Augen waren auf die fernen Surrenhügel gerichtet. „Wissen Sie den Grund dieses Verhaltens?“

„Ich befürchte, daß es dafür einen Grund gibt,“ erklärte er bestimmt. „Es ist traurig, etwas Derartiges von einer Frau annehmen zu müssen und ich würde mich freuen.“

Er zögerte. Sie hielt die Augen abgewandt und ihre Haltung verriet Ungebuld.

„Es scheint, daß Monty aus den ersten Kreisen Londons stammt. Jedenfalls war er sehr angesehen. Er machte Dummheiten — und natürlich gab man ihm keine Gelegenheit, ein neues Leben zu beginnen. Das tun die vornehmen Leute nie. Ich muß gestehen, daß er ziemlich tief gesunken war, als ich ihn kennenlernte. Aber meiner Ansicht nach war es die Schuld der Leute, die ihn dorthin schickten — und auch damals hatte er noch seine guten Seiten. Ich möchte Ihnen etwas erzählen, gnädiges Fräulein, was ich Ihnen schon längst sagen wollte — falls es Sie interessiert.“

Schon während seiner Rede hatte sie sich gefragt, wieviel er wohl wissen mochte. Sie bedeutete ihm durch ein Zeichen, fortzufahren.

„Monty besaß nur sehr wenig an irdischem Gut, das sich der Mühe des Aufhebens lohnte. Aber etwas gab es, wovon er sich nie trennte, das er immer bei sich trug. Ein Bild seines Töchterchens aus der Zeit seines Unglücks.“

Trent bückte sich ein wenig, als wenn er nach der Rennbahn sehen wollte, aber sie war auf ihrer Hut. Ihr Antlitz blieb hinter einer Wolke weißer Spitzen verborgen.

„Es ist eine sonderbare Geschichte mit dem Porträt,“ fuhr er langsam fort. „Aber ich bekam es ein- oder zweimal zu sehen und gewann es ebenfalls lieb. Es zeigte nur ein kleines Mädchen mit einem ziemlich aufgeweckten und sympathischen Gesichtchen. Wir waren beide einsam — und allmählich wurde es uns beiden wert. Eines Abends wollte Monty spielen — das Spiel war eine Leidenschaft des armen Burschen —, aber er

besaß nichts mehr als die Photographie. Wir spielten darum — und ich gewann sie.“

„Wie herzlos!“ murmelte sie mit sonderbar erstümmtem Ton.

„Den Eindruck macht es. Aber ich wollte das Porträt so gern besitzen. Dann folgte unser fürchterlicher Rückmarsch nach der Küste, bei dem ich Monty Tag für Tag auf dem Rücken trug und nachts Wache hielt, um uns die schwarze Bande vom Leibe zu halten — denn sie saßen uns fortwährend auf den Fersen. Ich möchte Ihnen nicht das ganze Erlebnis jener Tage erzählen, gnädiges Fräulein, denn es würden Ihnen nachts den Schlaf rauben. Ich möchte Ihnen nur noch dieses sagen, und es würde mich freuen, wenn Sie es glaubten, denn es ist die Wahrheit! Ich habe ihn nicht verlassen, bevor ich wirklich überzeugt war, daß er im Sterben lag. Er verlor das Bewußtsein, eine Truppe Wilder war dicht hinter uns. Daher verließ ich ihn und nahm das Bild mit mir — ich glaube, es ist mir seitdem ebenso teuer geworden wie ihm.“

„Das klingt wohl ein wenig übertrieben, um nicht zu sagen unmöglich.“

„Später einmal werde ich wieder mit Ihnen darüber sprechen,“ sagte er mit Nachdruck. „Dann werde ich versuchen, Sie zu überzeugen, daß es die Wahrheit ist.“

Er konnte ihr Gesicht nicht sehen, ahnte aber ungewiß, daß sie einen Teil ihrer Selbstbeherrschung verloren haben mußte.

„Sie haben mir noch nicht erzählt,“ bemerkte sie nach einer Weile, „was Sie als Grund für den Wunsch der Dame, unbekannt zu bleiben, annehmen?“

„Ich kann ihn nur vermuten,“ sagte er düster, „kann nur annehmen, daß sie sich ihres Vaters schämt und niemand kennenlernen will, der ihn während der Zeit seines Niedergangs kannte. Ein sehr kleingeistiges und ungerechtes Verhalten. Wenn ich nur zehn Minuten mit ihr sprechen und ihr erzählen könnte, wie ihr armer Vater immer von ihr träumte, ihr Bild küßte — ich glaube bestimmt, ihr Verhalten würde ihr leid tun.“

„Vielleicht suchen Sie dann noch nach einem anderen Grund hierfür,“ antwortete sie, den Blick noch immer abgewandt. „Sie sagen, daß Ihnen das Bild lieb geworden ist; versuchen Sie doch dann, ihr gegenüber in Gedanken großmütig zu sein.“

„Das werde ich,“ antwortete er, „vor allem —“

„Nun?“

„Vor allem, weil das Bild mich manchmal an — Sie erinnert.“

XXXIII.

Trent hatte schon manche tapfere Tat hinter sich, aber noch nie war er sich einer derartigen nervösen Spannung wie in den wenigen Augenblicken des nun folgenden Schweigens bewußt gewesen. Trene war ein Spielball der verschiedensten Stimmungen. Er hatte ihren Glauben an seine Schuld ins Wanken gebracht; er hatte sie von seinem Gesichtspunkt aus sehen gelehrt. Sie dachte sich in seine Lage, und das gab ihr kein angenehmes Gefühl. Einen Augenblick lang war sie geneigt, ihm die Wahrheit zu sagen, ihre Identität aufzudecken, ihm ihren Grund zur Geheimhaltung zu gestehen. Viel-

leicht waren ihre Vermutungen übereilt gewesen. Außerdem hatte die persönliche Bemerkung in seinen letzten Worten tiefen Eindruck auf sie gemacht. Dazu war sie sich bewußt, daß ihr Schweigen ihn ermutigen mußte.

„Als ich Sie zum ersten Male sah,“ fuhr er fort, „fiel mir sofort die Ähnlichkeit auf. Ich hatte das Gefühl, jemand zu begegnen, den ich mein ganzes Leben lang bereits kannte.“

Sie lachte leicht gezwungen. „Und statt dessen kamen Sie zu der Entdeckung, das Opfer einer Journalistin geworden zu sein. Welche Enttäuschung! Von der Poesie in die Prosa!“

„Von Enttäuschung kann keine Rede sein,“ antwortete er festen Tones. „Sie waren mir immer dasselbe wie das Bild — etwas sehr Kostbares und Besonderes. Vielleicht bedeutet Ihnen das nicht viel. Ich stamme aus dem Volk, habe keine gute Erziehung gehabt und war ebenso roh wie die meisten Menschen meines Standes. Ich würde mir lieber die rechte Hand abhacken, als manche Dinge meines früheren Lebens zu wiederholen. Aber das geschah alles, als ich noch im Dunkeln lebte — bevor Sie kamen.“

„Herr Trent, wollen Sie mich bitte zu Lady Tresham bringen!“

„Sofort,“ nickte er ernst. „Glauben Sie nicht, daß ich voreilig sein werde. Ich weiß, meine Zeit ist noch nicht gekommen. Mehr möchte ich nicht sagen. Aber eines sollen Sie wissen: Der ganze Erfolg meines Lebens bedeutet nichts im Vergleich zu der Hoffnung, einmal — —“

„Kein Wort weiter, bitte,“ unterbrach sie ihn schnell. Glühende Röte bedeckte ihre Wangen. Ihre Stimme vibrierte leicht. „Wenn Sie mich nicht begleiten wollen, werde ich Lady Tresham allein aufsuchen.“

Sie kehrten zurück, aber als sie ungefähr in der Mitte des Terrains angekommen waren, war an ein Weiterkommen nicht zu denken. Die Bahnglocken hatten das Hauptrennen des Tages angesagt, und die Nummern wurden aufgelesen. Der Platz war von Menschen überfüllt. Vom Tattersall her klangen laute Stimmen, überall wuchs die Erregung, die einem großen Rennen immer vorausgeht.

„Ich glaube, wir verfolgen das Rennen besser von diesem Platz aus,“ bemerkte Trent. „Es würde nur Ihrem Kleid schaden, wenn wir versuchten, uns durch die Menge zu drängen, und Sie würden wahrscheinlich doch nicht mehr zur rechten Zeit zu Ihrem Platz kommen.“

Sie nickte schweigend. Sie wußte, daß er im Augenblick nicht mehr auf das peinliche Gesprächsthema zurückkommen würde, obwohl er es nicht in Worten zu verstehen gab. Trent, der die nächsten Minuten mit Ungeduld herbeigesehnt hatte, mit dem ganzen Verlangen eines Mannes, der zum ersten Male einen Favoriten im Rennen laufen läßt, lächelte unwillkürlich, als er bedachte, wie gern er hier stehen blieb, wo man nichts sah, bis das Rennen vorüber war. Sie lehnte sich über einen Zaun.

„Haben Sie auf Iris gewettet?“

„Tausend Pfund nach beiden Seiten,“ antwortete er. „Ich rischiere nicht viel. Da ich aber bereits früh zur Stelle war, bekam ich 10 : 1 und 7 : 2. Da! Es geht los!“

Ein lautes Stimmengewirr ertönte, gefolgt von einem Augenblick atemloser Stille. Der Lärm am Tattersall nahm ab. Statt dessen hörte man erregte Ausrufe auf den Tribünen und das Summen vieler Stimmen, immer mehr anschwellend. In weiter Ferne sahen Irene und Trent auf der Bahn die kleinen farbigen Punkte heranrücken. Das Rufen Tausender von Stimmen hallte jetzt durch die Luft.

„Nero II gewinnt!“

„Der Favorit ist geschlagen!“

„Nero II liegt vor!“

„Nero — —“

„Iris! . . . Iris! Iris gewinnt!“

Man erkannte aus den letzten Rufen die zunehmende Erregung. Es war ein wichtiges Rennen. Jetzt waren auch die Pferde gut zu sehen. Nero II und Iris dicht an einer Seite, hinter ihnen die anderen. Die Luft war erfüllt von dem Lärm heiserer und heftig erregter Stimmen.

Schulter an Schulter stürmten sie durchs Ziel, so schien es wenigstens Irene und vielen anderen, aber Trent schüttelte den Kopf und sah sie lächelnd an.

„Iris ist geschlagen,“ sagte er. „Nur gut, daß Sie nicht auf den Gaul setzten. Das Pferd des Prinzen ist übrigens erstklassig.“

„Wie schade, daß Sie verloren haben,“ rief sie. „Wissen Sie es auch bestimmt?“

Er nickte und zeigte auf die Nummern, die soeben aufgelesen wurden. Sie sah ihn flüchtig an mit einem Blick, der ihn für seine Niederlage voll entschädigte. Wenigstens an diesem Tage hatte er sich ihre Achtung verdient. Er war ein Mann, der eine Niederlage würdig zu tragen wußte. Langsam schritten sie über das Feld und blieben in der ersten Reihe einer Menschenmenge stehen, als ein Herr von schlanker Gestalt unter einem Beifallsturm dem Siegerpferd entgegen ging. Zufällig bemerkte er Trent. Er blieb stehen, streckte ihm die Hand entgegen.

„Ihr Pferd hat sich tapfer gehalten, Herr Trent,“ sagte er. „Ich befürchte, nur durch Zufall gewonnen zu haben. Hoffentlich sind Sie das nächste Mal glücklicher.“

Trent antwortete mit einigen schlichten Worten, doch ohne jede Gezwungenheit. Sein Pferd wurde herangeführt, und er drückte dem geschlagenen Jockey die Hand, während er mit der Linken Iris den Hals klopfte.

„Es macht nichts,“ sagte er freundlich. „Sie haben prächtig geritten, nur das schnellere Pferd hat gewonnen. Das nächste Mal geht's besser.“

Verschiedene Leute näherten sich Trent, aber er wandte sich plötzlich Irene zu.

„Darf ich Sie zu Lady Tresham bringen?“

„Bitte,“ antwortete sie ruhig.

Er schlug einen Seitenweg zu einer Bank unter einer Ulme ein, wohin sie ihm nach einem Augenblick des Zögerns folgte. Er frohlockte innerlich. Wenn dieses eine Niederlage war, was in der Welt konnte denn besser sein?

„Dies ist gewiß Ihr erstes Rennen?“

Er nickte.

„Und Ihre erste Niederlage?“

„Ich glaube wohl,“ erwiderte er heiter. „Trotzdem hatte ich zu gewinnen gehofft.“

„Dann sind Sie nun sehr enttäuscht?“

„Ich habe den goldenen Becher verloren — aber dafür habe ich . . .“

Sie erhob sich und strich die Falten ihres Kleides glatt, als ob sie weitergehen wollte.

Er bedachte sich und gab seinem Satz einen anderen Schluß.

„. . . Erfahrungen gewonnen.“

(Fortsetzung folgt.)

Hermann Hiltbrunner:

Ich neige mich dem kühlen Sommerwind . . .

Ich neige mich dem kühlen Sommerwind
Und lasse mich von seltem Hauch besprühen:
Ich bin das Ahrenfeld, bin Staub und Narbe
Und harre dunkel, wache und bin blind,
Bis seines Atems Wehen aus den Schluchten
Mir Wellen wirft und Körner bringt und Farbe —
Nun blüht der Halm bewegt vom leichten Wind:
Aus Jugend, Armut, dürr- und leerer Darbe
Und über Brache, Unkraut jede Garbe,
Wuchst reiner Reichtum meinem Waisentind.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Orell Fuesli, Zürich, der Dichtung „Erleuchtung vom Gess“ von Hermann Hiltbrunner, entnommen.)

Guter Spaß — harte Arbeit.

Von Harold Lloyd.

Zu Beginn meiner Tätigkeit beim Film spielte ich eine Charakterrolle, den „Donesome Luke“. Genau wie heute war es damals für einen Schauspieler ein bedeutender Vorteil, wenn er mehrere Filme hindurch einen bestimmten Typ darstellen konnte, anstatt in jedem Film einen neuen Typ zu versuchen. Auf diese Weise wird man, sobald man auf der Leinwand auftaucht, mühelos vom Publikum erkannt. Chaplin, Keaton, ich und einige andere haben das große Glück, daß man uns sofort erkennt.

Obgleich diese Charakterrolle ziemlich Anflug fand, hatte ich eine tiefe Abneigung gegen den „Donesome Luke“. Er war hager und mürrisch, und hagere und mürrische Leute bieten nicht viel Entwicklungsmöglichkeiten. Nachdem ich ungefähr sechzigmal den „Donesome Luke“ gespielt hatte, hatte ich es satt.

Was ich damals gern machen wollte, war ein Typ, den man ernst nahm und der nicht gleich lächerlich wirkt, wenn er in ein wildes Abenteuer oder in eine Liebesgeschichte verwickelt wurde. Ich wollte auch unauffällige Kleider tragen. Als ich meine Ideen der Filmgesellschaft, bei der ich damals arbeitete, vorlegte, war sie gar nicht dafür. Die Inhaber sagten: „Wir haben sehr viel Geld in die Freierung des „Einsamen Lukas“ gesteckt und in seine Propaganda, und übrigens: „Wer ist Harold Lloyd?“

An einem der nächsten Abende sah ich in einem Kino ein Drama, in dem ein Pfarrer vorkam, ein Landpfarrer, der sich ganz fabelhaft benahm. In einer Szene sprang er auf ein Pferd, erreichte den Bösewicht, machte ihn kampfunfähig und ließ ihn schließlich liegen. Dann bürstete er sich sorgsam seinen Rock ab und ritt guter Dinge in sein Dorf zurück. Dieser Mann trug eine Brille. Diese Brille, das bemerkte ich sofort, hörte niemals seinen Gesichtsausdruck. Nun quälte ich meine Gesellschaft so lange, bis man mir schließlich erlaubte, meinen Typ auszuprobieren. Aber sie sagten mir gleich, daß ich es auf eigene Verantwortung täte und keinerlei Unterstützung von ihnen zu erwarten hätte.

Zuerst war es sehr schwer, die richtige Sorte Brille zu bekommen. Sie war immer zu groß. Im dritten Film — ich war damals Verfasser, Regisseur, Schauspieler, alles in allem — war sie ungefähr so, wie ich sie haben wollte. Seitdem trage ich sie in jedem Film, selbst beim Fußballspiel.

Obwohl wir keine Theaterfamilie waren, und die kleine Stadt Durwardt in Nebraska, in der ich geboren bin, sehr weit vom Broadway entfernt ist, war ich schon als kleiner Junge ganz verrückt aufs Theaterspielen. Als meine Familie nach Denver-Colorado zog, sah ich zum ersten Male eine Theatervorstellung. Ich drängelte mich damals als neunjähriger Knirps unter die Schauspieler und durfte bei einer Macbeth-Aufführung mitspielen. Ich war Banquos Sohn. Darauf wollte ich nicht mehr zur Schule gehen, sondern Schauspieler bleiben.

Aber meine Mutter entschied, daß ich weiter die Schule besuchen sollte. Ich war Türschließer und Programmverteiler, ich verkaufte Candy und half dem Elektriker, obgleich ich nichts von Elektrizität verstand. Es war mir gleich, was ich tat, wenn ich nur beim Theater sein konnte.

Als ich 17 Jahre alt war, zog meine Familie nach San Diego. Dort spielte ich eine Reihe kleinerer Rollen bei einer Truppe. Zufällig kam auch ein Freund aus Omaha, John Lane O'Connor, zu dieser Truppe. Als diese weiterzog, blieb er in San Diego und gründete eine „dramatische Schule“. In dieser Zeit war ich stark beschäftigt. Abends spielte ich, so oft ich Gelegenheit hatte, im Theater. Morgens besuchte ich die Schule und nachmittags half ich O'Connor beim Unterricht. Ich lehrte vor allem: Schattenspiele und Tanzen. Das klingt vielleicht etwas verhängnisvoll, aber es war wirklich nicht so schlecht. Denn in jedem Fach gab es ausgebildete Lehrkräfte, ich assistierte eigentlich bloß. Die alte Edison-Film-Gesellschaft drehte damals in der Nähe von San Diego einen Film, und wie immer in den älteren Filmen waren dazu Indianer nötig. Man wandte sich an unsere Schule wegen Ergänzung der Kompanie. Ich versprach, eine Klasse hinüberzuschicken. Ich begleitete sie selbst, und ich konnte die beste Rolle, die man für uns hatte, erwischen. Es war ein Fehlschlag. Es war furchterlich.

Mit der dramatischen Schule ging es im Grunde genommen von Anfang an nicht besonders, und sie löste sich bald auf. Ich stand allein in San Diego mit fünf Cent in der Tasche. Mein Vater und mein Bruder waren nach Los Angeles gegangen, weil sie dachten, in einer größeren Stadt wären die Verhältnisse besser. Ich kaufte für meine fünf Cent sechs Semmeln und ernährte mich damit zwei Tage lang. Ich schlenderte stundenlang durch die Straßen und dachte nach. Zufällig traf ich dann einen Mann, dem ich als Statist mal fünf Dollar geliehen hatte. Er hatte sie mir schon immer zurückgeben wollen und nur nicht gewußt, wo ich war. Ich fuhr jetzt zu meinem Vater und meinem Bruder nach Los Angeles. Ich fand sie in einem billigen Mietshaus in der Main Street. Wir hatten zu dritt ein Zimmer und aßen, wenn wir das Geld dazu hatten.

Schließlich fanden die beiden Arbeit, keine besonders gute. Ich konnte im Morosco-Theater einen Studenten in „Alt-Heidelberg“ spielen. Wenn ich arbeitete, hatte ich zwanzig Dollar die Woche. Aber manchmal war wochenlang keine Arbeit für mich da, und was alles schlimmer machte, war das Gerücht, die Vorstellungen sollten für zwei Monate unterbrochen werden. Als

wir drei eines Abends in unserem Zimmer saßen, schlug mir mein Vater vor, es doch mal mit dem Film zu versuchen. Das schien mir ein sehr schlechter Vorschlag für jemand, der so ehrgeizig war wie ich. Aber die Dinge lagen so verzweifelt, daß ich es doch versuchte. Es war nicht leicht (und es ist es auch heute nicht), ohne Einfluß oder Empfehlung eine Chance beim Film zu haben. Es ist nicht einmal leicht, an die Stelle zu gelangen, wo man wegen Arbeit nachfragen kann.

Ich konnte für ein paar Tage Arbeit bei der Edison-Gesellschaft bekommen. „Ich habe damals schon in San Diego bei euch gearbeitet“, sagte ich beiläufig, aber sie erinnerten sich nicht. Dann mußte ich wieder viele Wochen warten, dann bekam ich wieder Arbeit bei der Universal Studio für drei Dollar pro Tag. Einer der Komparsen war Hal Rosch. Als Hal eines Tages eine Rolle nicht gleich begriff, durfte ich einspringen und bekam darauf fünf Dollar pro Tag. Dann wollte Hal Rosch selbst Filme machen, und ich sollte mitspielen. Glücklicherweise starb bald ein entfernter Verwandter von ihm und hinterließ Hal Rosch 200 Dollar. Damit machten wir einen Film. Fast alle unsere Aufnahmen waren Außenaufnahmen, und für die meisten benutzten wir den Stadtport von Los Angeles. Wir machten noch eine ganze Reihe unglaublich billiger Filme, bis Hal Rosch von der Pathe-Gesellschaft den Auftrag erhielt, Cinetter zu machen. Er nahm mich mit, für 50 Dollar die Woche!

Obgleich die 50 Dollar pro Woche einen sehr großen Eindruck auf mich machten, hatte ich doch zu viele Hungertage hinter mir, um jetzt alles Geld auszugeben. Ich begann zu sparen, und ich habe seitdem immer gespart. Meine Gage stieg auf 150 Dollar die Woche. Dann weigerte sich die Pathe-Gesellschaft, mir mehr zu geben, obwohl ich kontraktlich eine Erneuerung meines Vertrages mit einer Gage von 300 Dollar verlangte. Ich sagte, dann könne ich nicht mehr spielen. Sie blieben aber bei der Gage, und ich reiste nach New York, um mit dem Hauptbüro zu sprechen.

Man hat oft gesagt, ich hätte großes Glück gehabt, weil ich nie einen ungünstigen Vertrag hätte unterzeichnen müssen. Der wahre Grund, weshalb ich nie das erste beste Angebot annehmen mußte, ist der, daß ich sparte. Man ist nie frei und unabhängig, wenn man gerade von einem Vertrag zum andern lebt. Als ich damals nach New York fuhr, um mit den Pathe-Leuten zu reden, hatte ich schon 6000 Dollar gespart.

Die Pathe-Leute wußten schon, daß ich in New York war. Ich war das erste Mal dort. Ich erhielt sofort, was ich wollte, nämlich 300 Dollars die Woche.

Wenn ich in einem Film stecke, frage ich mich immer wieder: Ist er gut? Ist er spannend? Gerade die letzte Frage ist wichtig. Auf der anderen Seite kann ein Film aber nicht nur aus Spannung bestehen. Es muß immer für genügend Abstand gesorgt werden, damit der Humor an die richtige Stelle kommt und wirkt. Der Humor muß menschlich genug sein, damit er leicht verstanden wird, aber er muß auch wieder so entfernt sein, so abstrakt, wenn ich so sagen darf, daß die betreffende Person im Film nicht zu viel Anteilnahme beim Publikum auslöst. Ich habe in etwa 400 Filmen mitgewirkt, und was ich heute noch für besonders schwierig halte, ist die Frage der Zeiteinteilung und des Tempos. Komödien müssen mit einem flotten Tempo anfangen, aber man muß es verlangsamen, um ruhige effektvolle Bilder zu ermöglichen.

Wenn wir uns nie entmüden lassen, wenn wir einen Film machen und sehr oft wieder von vorn anfangen, so rührt das daher, daß wir schon einmal was Ganzes zustande gebracht haben. Man kann auch nicht jeden Film besser machen als den vorhergehenden. Wenn wir die Filme so machen, daß sich die Aufnahmewinkel jedesmal nur geringfügig voneinander unterscheiden und in drei Filmen unseren ganzen Vorrat an Späßen, Tricks, Geschmack und ihren Variationen untergebracht haben, dann haben wir erreicht, was wir erreichen wollten: eine gewisse Standardisation der Filmkomödien. Ich meine nicht, daß wir damit einen Gummiempel oder eine Formel schaffen wollen, mit denen man nun lustig drauflos Filme fabrizieren kann. Ich meine mit Standard einen Bedürfnisstandard oder ein Zusammenfassen des Durchschnittsgeschmacks. Wenn es etwas gibt, auf das ich stolz bin, so ist es dies: da man weiß, daß wir einen gewissen Standard repräsentieren, kauft man unsere Filme, ohne sie gesehen zu haben.

(Autorisierte Uebersetzung von Elisabeth Hauptmann.)

Verbrecher in der Pflanzenwelt.

Auch unter den Pflanzen gibt es böse und gute Pflanzen, nicht nur schädliche und nützliche, obwohl wir im allgemeinen geneigt sind, die Pflanze als das Urbild der Unschuld anzusehen. Aber Sünde ist auch in der Pflanzenwelt zu finden, wie es ebenso erbitterten Kampf, Feindschaft, Haß und Disharmonie gibt. Zu den Pflanzen, deren ganzes Dasein eine schlechte Richtung hat, gehören unbedingt die Schmarotzerpflanzen, die einer anderen Pflanze Saft und Kraft wegnehmen, selber munter gedeihen und ihre Wirtspflanzen allmählich auszehren oder doch zum mindesten schwer schädigen. Schmarotzerpflanzen gibt es gar nicht so wenige.

Wir kennen besonders die Mistel, die sich meist auf Laubbäumen einnistet und wohl besser „Mistel“ heißen müßte. Wenn wir sie betrachten, so finden wir, daß sie keine eigentlichen Wurzeln hat, sondern kleine Saugarme, die durch die Rinde des Baumes dringen und die nötige Nahrung aussaugen. Wo Misteln sehr häufig auftreten, können ganze Waldbestände durch sie verheert werden. Wir haben uns an die Misteln neuerdings gewöhnt. Nachdem sie früher eigentlich nur in England um die Weihnachtszeit eine Rolle spielten, sind sie jetzt als Weihnachtschmuck eingebürgert. Wir haben sie gern, weil ihr frisches Grün etwas Lebendiges in der toten, starren Zeit ist und weil ihre weißen Beeren einen matten Perlenglanz haben. Unsere Einstellung zu den Misteln ändert nichts an der Tatsache, daß sie schlimme Schädlinge der Pflanzenwelt sind.

Die hauptsächlichsten Schmarozerpflanzen finden wir wohl in den Tropen. Aber auch bei uns zu Lande gibt es noch etliche Vertreter dieser unsympathischen Pflanzenklasse. Wenig bekannt ist der sogenannte Fichten-spargel, auch Ohnblatt genannt (*Monotropa hypopitys*), der in schattigen Wäldern vorkommt. Dem Botaniker fällt sofort seine blaßgelbe Farbe auf, die ihm verrät, daß diese Pflanze nicht auf redliche Weise gedeihen kann, denn das Zeichen aller Pflanzen, die Nahrung aus der Luft saugen, ist das frische Grün. Der Fichten-spargel zieht denn auch seine Nahrung ausschließlich aus den Wurzeln der Bäume, besonders der Tannen, denn er besitzt gar keine eigene Wurzeln, sondern hat auch nur Saugarme, die er in die Wurzeln seiner Wirtse hinstreckt.

Eine der gefährlichsten Schmarozerpflanzen ist das Filz-*traut* (*Cuscuta*) mit seinen verschiedenen Arten, die als Quendelselde, Flachseldel und Weidenwürger bekannt sind. Die verhältnismäßig kleinen, blattlosen Gewächse sehen sehr harmlos aus, aber sie winden sich wie Schlangen um ihre Wirtspflanzen und saugen ihnen alle Kraft aus. Eine vom Filztraut befallene Pflanze ist selten zu retten, während der Schmarozer üppig gedeiht. Man findet dieses Filztraut und seine Abarten auf Kesseln, Hopfen, Hanf, Weiden, Quendel, Geidekraut, Sinitzer, Alee, Flachs, Zuckerrübe, Pappelein, Thorn. Im Juli und August kommt es besonders häufig vor.

Neben diesen Schädlingen gibt es noch die harmloseren sogenannten Halbparasiten, die eigene Wurzeln und auch eigene grüne Blätter haben, sich also wohl selber ernähren könnten, die aber dennoch auf anderen Pflanzen schmarozten. Zu ihnen gehört zum Beispiel der Augentrost (*Euphrasia*).

Auch Raubtiere gibt es viele unter den Pflanzen, Blumen, die sich von Käfern und Insekten aller Art nähren. Diese fleischfressenden Pflanzen gehen auf mancherlei verschiedene Weise auf Raub aus. Es gibt z. B. Wasserpflanzen, deren Jagdwerkzeuge kleine Blasen auf ihren Blättern sind. Die Insekten kriechen in die Blasen hinein, worauf die Desinnung der Blase sich schließt. Die Tiere sind gefangen, und die Blase entpuppt sich als eine Art Magenfaß, der die Beute zerseht und verdaut. Zu diesen Mörderpflanzen gehört auch der Sonnentau und das Fettkraut. Sie haben verschiedene Raubmethoden. Das Fettkraut besitzt Blätter, die an der Oberseite klebrig sind; die Insekten, die daran hängen bleiben, werden zerseht und verzehrt. Der Sonnentau hat auf der Oberseite der Blätter seine Härchen, deren jedes an der Spitze mit einem klebrigen Tropfen versehen ist. Bleibt ein Insekt an so einem Haar hängen, so neigen sich die benachbarten Härchen sofort nach diesem Punkt hinüber und halten die Beute fest, worauf sie verdaut wird. In den Tropen ist diese Raubfähigkeit der Pflanzen noch viel stärker ausgebildet. Dort gibt es zum Beispiel ein Gewächs, das auf der Oberseite mit Stacheln versehen ist. Berührt man ein solches Blatt an der stacheligen Seite, so klappt es zusammen wie eine Mausefalle, so daß der betreffende Gegenstand auf die Stacheln gepreßt wird. Bei anderen fleischfressenden Pflanzen sind Kammern gebildet zu beobachten, die mit einem beweglichen Deckel versehen sind und innen Honig absondern, um die Insekten anzulocken. Sobald ein Insekt in die Kammer hineinkriecht, klappt der Deckel zu, und sein Schicksal ist besiegelt. Ein Botaniker hat vor einer solchen Pflanze einmal eine merkwürdige Geschichte erzählt, die natürlich ein Märchen, aber sehr lustig anzuhören ist. Die Pflanze wurde in ein Gewächshaus gebracht und regelrecht mit Fleisch gefüttert; sie entwickelte sich dadurch geradezu phänomenal und konnte schließlich ganz große Fleischstücke verschlingen. Schließlich wurde die Pflanze so groß, daß sie eines Tages, weil sie Hunger hatte, ihren Wärter verschlang. Auf sein Wehgeschrei eilten zum Glück Leute herbei, die den Unglücklichen mit einer Axt aus seiner hochnotpeinlichen Lage befreiten. Die Pflanze, die für ihre Umgebung gefährlich zu werden begann, mußte „getötet“ werden — Einrichtung im Pflanzenreich.

R. A.

Die blamierte Polizei.

Diesmal eine Pariser Affäre.

Die Sache in London hat den Ausgang genommen, den sie nehmen mußte, sobald man eine parlamentarische Untersuchungskommission mit der Aufklärung betraute. Alles war in besser Ordnung. Man konnte es zwar durchaus nicht billigen, was die Londoner Polizisten mit dem angesehenen Gelehrten und seiner Freundin vorgenommen hatten, aber seltsamerweise konnte man bei der ganzen Untersuchung nicht feststellen, wer nun eigentlich fehlerhaft und inoffiziell gehandelt hatte, vielmehr hatten alle genau nach den Vorschriften gehandelt, und die Vorschriften konnten

ja unmöglich falsch sein, kurzum die Londoner Polizei ist glänzend gerechtfertigt, wenigstens bei den Untersuchungsbehörden, wenn auch die Öffentlichkeit weiterhin der Ansicht ist, daß ein größerer Skandal kaum denkbar ist und daß der gute Ruf der Londoner Polizei durch diese seltsame Affäre sehr geschädigt ist.

Soweit London. Nun aber hat Paris eine Polizeiaffäre. Ganz anderer Art zwar, für die Polizei aber auch nicht gerade angenehmer als der Londoner Fall.

Eine eifrige Portierfrau — alle Pariser Portierfrauen sind eifrig im Kontrollieren — entdeckte im Keller die Spuren nächtlicher Arbeit von Einbrechern, die offenbar versuchten, vom Keller aus durch die Decke in ein darübergelegenes Belohnungsgeschäft zu gelangen. — Sie alarmierte die Polizei, und die Pariser Polizisten legten sich auf die Lauer. Nachts erschienen in der Tat Einbrecher, um ihre Arbeit fortzusetzen. Man beobachtete sie eine Weile, und erst als alle Komplizen verammelt waren, versuchten die Pariser Polizisten in die Kellerräume einzudringen. Sie stießen aber auf Widerstand, und es gelang ihnen kaum, die außen aufgestellten Sicherheitsposten zu übermältigen. Man entschloß sich deshalb, mit den modernsten Mitteln der Polizei gegen die Einbrecher vorzugehen, man rief das Pariser Giftgaskommando an, das den Keller unter Gas setzen sollte. Das Giftgaskommando erschien in kürzester Frist, und der Gasangriff begann. Nach halbblinder Arbeit blieb bereits ein Polizeioffizier auf der Strecke, der mit einer schweren Gasvergiftung ins Krankenhaus abtransportiert werden mußte. Man setzte die Vergiftung fort und endlich nach mehrstündiger Arbeit gelang es den Pariser Polizisten, in die Kellerräume vorzudringen, wo sie feststellten, daß sämtliche Verbrecher inzwischen durch die Fenster verschwunden waren. Nicht einen einzigen hatte man gefangen. Der einzige der ganzen Giftgasaktion war der schwer erkrankte Polizeioffizier, der nun im Krankenhaus liegt. Die Pariser mit ihrem Sinn für Humor lachen nun weidlich über ihre moderne Polizei, die mit Giftgaskommandos ihre eigenen Polizisten ins Krankenhaus befördert, während die Verbrecher ungehindert auf der anderen Seite entweichen können.

Aus aller Welt.

Ein Ziegerlichtsignal von fünfhundert Millionen Kerzenstärke. Auf dem höchsten Punkt des Broadway-Temple, des berühmten New Yorker Wolkenkratzers, der 36 Stockwerke hoch ist und 700 Fuß über den Meerespiegel emporragt, wird ein riesiges Lichtsignal für Pfeiler errichtet werden. Das Signal, das vom dem bekannten Bankier und Bergingenieur Karl V. Voss gestiftet wurde und das den Namen „Commander Richard Gresh Wynd Beacon“ tragen wird, wird aus einem gewaltigen Kreuz bestehen, das eine Lichtquelle von fünfhundert Millionen Kerzen darstellen und aus der Luft in einer Entfernung von mehr als hundert Meilen zu sehen sein wird. Die Lampen des Signals sind so stark, daß sie den dichten Nebel durchdringen werden. Die Kosten für die Aufstellung des Kreuzes sind mit 100.000 Dollar veranschlagt.

Sommervergiftungen durch die Herbstzeitlose. Während im Herbst von den Blättern der Herbstzeitlosen noch keine Spur sichtbar ist, tauchen sie in den Monaten Mai und Juni sehr zahlreich auf, so daß in dieser Zeit die Haustiere, wenn im Grünfutter die Giftblätter übersehen werden, oft recht unangenehmen Vergiftungen ausgesetzt sind. Sowohl der lange Stengel wie auch die zwischen den Blättern sitzende reife Frucht und die Samen der Herbstzeitlosen sind giftig, und wenn Rühre größere Mengen dieser giftigen Pflanzenteile genießen, kommt es fast immer zu mehr oder minder schweren Darmerkrankungen. Ziegen scheinen das Gift besser zu vertragen, doch hat sich in solchen Fällen häufig eine Durchgiftung der Milch nachweisen lassen.

Ziegenmilch gegen Blitzgefahr? In früheren Jahrhunderten war man der Ansicht, daß ein Feuer, das durch einen Blitzschlag verursacht worden ist, nicht mit gewöhnlichem Wasser gelöscht werden könne, sondern daß dazu andere Hilfsmittel notwendig seien. Diese Ansicht kam auch in einer offiziellen Berliner Feuerordnung aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts zum Ausdruck. Es hieß in dieser Feuerordnung ausdrücklich: Feuer, das durch einen Blitzschlag verursacht worden ist, könne, wie von alters her bekannt, niemals durch einfaches Wasser gelöscht werden. Im besten sei es, dabei Ziegenmilch zu verwenden; habe man diese nicht zur Hand, so müsse das Wasser durch besondere Zutaten gegen das „Blitzfeuer“ erst „sicher“ gemacht werden. Ob die Berliner Ratsherren, die diese Feuerordnung erließen, selbst ausprobiert haben, daß „gewöhnliches“ Wasser gegen das „Blitzfeuer“ nicht hilft, wird nicht berichtet.

Fröhliche Ecke.

Artikel. Heinz macht Schulaufgaben. Französischen Aufsatz. Fragt er Vatern: „Heißt es le coeur oder la coeur?“ — Ruft Vater: „Li-für.“

Veränderte Zeiten. „Früher,“ seufzt Frau Madebrecht, „habe ich meine Tochter Rühre manchmal auf den Ball geführt.“ — „Und heute?“ — „Und heute heißt sie Lu, und ich muß froh sein, wenn sie mich ab und zu mal mit auf einen Ball nimmt.“